

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 9

Artikel: Fastnachtsscherze und Dorfbubenstreiche

Autor: Keller, Walter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schwyz. Das ehemals Ab Ybergische, heute Kändigische Haus, im mittleren Seldli (1719).

handenen Arbeiten nur mehr einen kleinen Rest dar. Wertvolles leistete Schwyz auch auf dem Gebiete der Kunstschniedearbeiten.

*

Das Ital v. Redingsche Haus, von dem wir hier als Beispiel eine Außen- und eine Innenaufnahme reproduzieren, entstand zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Es hat keine Beziehung zu den beiden Ital, die im 15. Jahrhundert Landammänner von Schwyz waren. Der Landammann gleichen Namens, der es zuerst bewohnte, nennt sich zur Unterscheidung jener Ital aus dem Arter Geschlecht Ital III.

Das Ital v. Redingsche Haus stellt wohl das bestehaltene Beispiel des ländlichen Herrenhauses aus dem 17. Jahrhundert dar. Mit seinen beiden schlanken Dachtürmchen den vier hochgiebligen Dachaufbauten, dem Kranz von Klebedächern, dem säulengetragenen Erker über dem Haupteingang bietet es von allen Seiten einen reizvollen Anblick. Das Innere ist nicht weniger interessant. Besonders reich ausgestattet mit kunstvollen Kassettendecken, figurenreichen Parketböden, bildgeschmückten Kachelöfen u. sind die Räume des ersten Stockes. Ein reiches ursprüngliches Mobiliar einheimischer Arbeit vervollständigt den Eindruck der Gediegenheit und Bodenständigkeit dieses altschweizerischen Familienhauses.

H. B.

Fasnachtsscherze und Dorfbubenstreiche.

Eine Jugenderinnerung von Walter Keller.

(Nachdruck verboten.)

Auf die Fasnacht freuten wir uns alle, denn jedes Jahr machte uns die Mutter auf diese Zeit allerhand Vorbereitung. Das eine Mal gab es süße Krapfen, Zwiebelweihen oder Rosenküchlein, das andere Mal stellte sie heiße Käseküchlein auf. Am liebsten jedoch waren uns die sogenannten „Oehrli“ oder Fasnachtstükken, das heißt laubdünne, tellergroße Kuchen aus Blätterteig, mit reiner Butter hergestellt, die sich dann unter der Hitze in der Pfanne krümmten und falteten wie ein Ohr. Solcher Oehrli konnte uns die Mutter nie genug auströpfen.

Fasnacht ist die kostliche Zeit, da man sich verkleiden

darf. Meine Schwester Gretchen liebte es ohnehin das Jahr hindurch, sich in allerhand Verkleidungen zu stecken, um uns damit plötzlich zu überraschen oder einen Spaß zu machen. Manchmal zog sie einen alten Rock der Mutter an, und erschien als ein Eierfraueli, das andere Mal mimte sie einen Häusler oder Käminfeger. Jetzt an der Fasnacht zog sie etwa zum Scherz meine Kniehosen und meinen Kittel an, um ungehinderter überall herumspringen und durchschlüpfen zu können. Dann wieder brachte sie ein Zigeuner kostüm zum Vorschein und verwandelte sich in ein Zigeunerkind.

Der Vater hatte uns versprochen, mit uns in die Hauptstadt zu gehen, um daselbst den Fasnachtsumzug anzusehen und uns zu verleidern. Von den Einzelheiten dieses Umzuges weiß ich nur noch, daß ein etwa vier Meter langes Pariser Stangenbrot, sowie riesige Brezeln, Eierzöpfe, zwei Meter lange Bratwürste und Schüblinge auf Wagen in der Stadt herum geführt wurden, und weil ich glaubte, dies seien lauter wirkliche Eßwaren, kam mir alles doppelt wunderbar und märchenhaft vor.

Dabei durften wir uns als Kostumierte auch in das Gewühl der bunten Menge mischen. Gretchen trug das Kleid eines fahrenden Spielmanns, das ihr sehr wohl zu Gesicht stand, indessen die ältere Schwester Martha und ich ein Ritterfräulein mit ihrem Ravalier vorstellten. So zogen wir, begleitet von den Eltern, als Kindergruppe durch die Stadt und glaubten, stolz sein zu müssen, wenn männlich unsere Kleider betrachtete.

Nachdem wir dann wieder heimgekehrt waren, sprang ich als Clown herum, während Gretchen nach Möglichkeit noch die Gelegenheit ausnützte, um als Blätzlibajaß, d. h. als Bub verkleidet, die Dorfschranken zu feiern und dann sprang sie den langen Bengeln, die ihr im Winter da und dort mit Schneeballen zugesezt hatten, in die Beine, hieb mit einer mit Luft gefüllten Schweinsblase kräftig auf sie ein und war im nächsten Augenblick um eine Hauss- oder Hagede wieder verschwunden.

Auch diesmal hatte Tante Emilie sich wieder mit einem Geschenk auf Fasnacht eingestellt, indem sie uns die Buben geschichte von „Max und Moritz“ zum Geschenk übersticke. Gretchen und ich fanden uns in diesem Buch konterfeit, und es hätte keines äußern Ansporns oder einer Anleitung bedurft, um ähnliche Streiche auszuführen.

An der Fasnacht ist ja gemeinlich mancher Spaß erlaubt, den man das Jahr über nicht ausüben darf. Die Dorfbuben hatten ihr Vergnügen daran, ein leeres Weinfäß, das vor dem Wirtshaus „Zum Frohsinn“ stand, in der Fasnacht weit fort zu rollen, während andere einige Scheiterstöcke und Bierschlägel auf den Berg hinauf rugelten, wo dann die Besitzer sie am Morgen wieder holen konnten.

Auch fehlte es in der nächsten und weiteren Umgebung nicht an allerhand lustigen Räuzen, die die Ziesscheibe von allerhand Schabernack bildeten.

In den Seelaffen unweit der Steingruben wohnte in einer verwitterten Holzhütte, die mit Blechstücken zugedeckt war, ein altes Männlein als Steinlklopfer. Er hatte ein Stück Rebland, nicht viel größer als drei Ruhhäute, um sein Häuslein herum, ein Gärtnchen mit ein paar Löwenmäulchen, Pensées, Sonnenblumen und Bohnen und als besondere Zierde einige Zwetschgenbäume. Die waren sein Stolz. Und damit niemand daran schüttele, hatte er sein Gärlein mit Stauden und einem Dornhag von Brombeeren eingezäunt. Am Eingang hing über der Gartentüre ein Glöcklein und so oft man die Tür auf oder zu machte, schellte es. Im Herbst machten sich manchmal böse Buben damit einen Spaß, daß sie ihm die Zwetschgenbäume schüttelten. Und jetzt, um die Fasnachtszeit, warfen ihm die

Kinder abends bei Dunkelheit Steine auf das alte Blechdach, läuteten an seinem Glöcklein und riefen:

Roni, Roni, Roni,

Wenn i glüte ha, so go-n-i.

Dann kam das arme Männlein mit einem Stock aus seiner Hütte gesprungen und die Bösewichter stoben lachend auseinander. Weil er aber nie einen erwischte, kamen die Buben bald wieder und es wirkte sein Stock nicht anders, als wie wenn ein Hund den Mond anbellt.

Ein anderer, ein Schreiner namens Knörzer, war ein noch viel böserer Gefelle. Vor dem sieben die Kinder davon, wenn sie ihn nur sahen. Dafür läuteten sie ihm in der Fastnacht mitten im besten Schlaf an der Hausglocke, an deren Griff sie eine lange, lange Schnur befestigt

hatten. Zu diesem Zwecke stellten sie sich in der Nähe auf, um ihm insgeheim den Schabernack zu spielen, ohne daß er jemand an seiner Haustür läuten sehen konnte.

Auf diese Fastnacht nun hatten die Dorffinder mit uns verabredet, nachts eine Wurst und ein großes Schinkenbein an die Hausglocke zu hängen und zwar vermittelst einer starken, langen Schnur, in der Art, daß der Lederbissen ziemlich entfernt vom Hause an der Straße hingelegt wurde, während die Schnur fast unsichtbar zum Glockenzug hin führte. Es dauerte nicht lange, so rochen die Hunde das Schinkenbein und die Wurst, einer davon lief herzu, sah an und wollte die Beute wegtragen. Aber er konnte sie nicht losbringen und je mehr er zerrte, desto ärger läutete es in des Schreibers Haus. Andere Hunde kamen ebenfalls herbei, es gab Streit unter ihnen und jeder riß an einem Ende der Wurst und des Knochen, so daß wir, die wir uns in der Nähe bei einem Heuschober versteckt hatten, um dem Schaupiel zuzusehen, beinahe verplakt vor Lachen.

In Knörzers Wohnung machte die Hausglocke einen unsäglichen Spektakel. Gleich darauf erschien am Fenster zornsprühend wie der leibhaftige Teufel seine Frau in der Nachthaube und wetterte wie toll auf die Buben los, die an ihrer Hausglocke läuteten, konnte aber niemand entdecken, während die Dorfspitze aus dem Versteck hervorriefen:

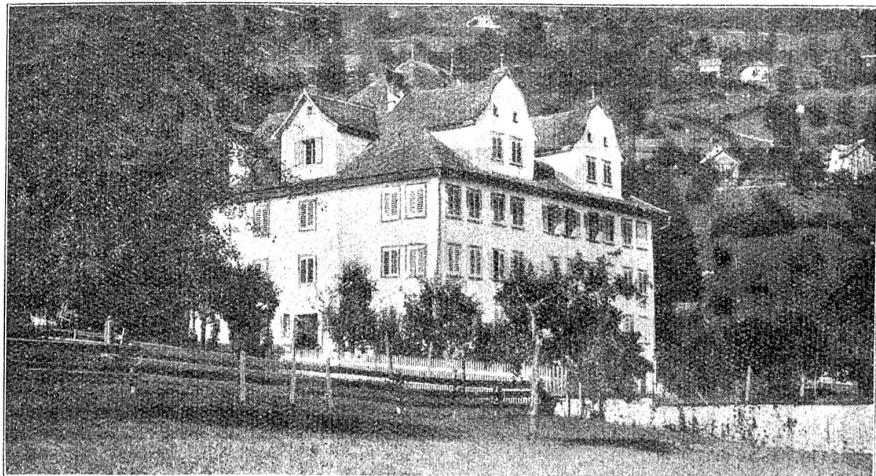
Knörzia, Porzia,

Lueg der Schelm isch hintedra.

Schließlich kam Schreiner Knörzer selber wie der rasende Roland mit einem Stock aus der Haustür gesprungen, fand aber niemand als die Hunde, welche immer noch sich um ihre Beute zankten. Da fing er an, an der Schnur zu zerren, die Hunde aber kehrten nun ihre Wut gegen denselben, der ihnen ihre Wurst wieder entreißen wollte, sie knurrten grimmig und es hätte wenig gefehlt, so hätten sie ihn angefallen und er mußte froh sein, wieder heil in sein Haus zu kommen. —

War solchermaßen die Fastnacht mit viel Mummerschau und Lustigkeit verstrichen, so hielt die Dorffjugend am Sonntag darauf, am sogenannten „Funkensonntag“, noch eine kleine Nachfeier.

Schon am Samstagnachmittag fuhren die Buben der Dörfer mit einem Handwagen herum und bettelten Wellen und Büscheli bei allen Bauernleuten. Einige gingen in den Wald hinauf und holten eine abgedornte Tanne. Beim Wagner in der Dorfsmiede erhielten sie etwa noch einen leeren Schmierkübel mit Karrensalbe oder ein Teerfätzlein. Dann gingen wir allesamt auf den Seelaffenbügel bei den Steinbrüchen, wo man hinabsteigt auf den See. Dort stellten wir die Tanne auf, stülpten zuoberst den Teerkübel darüber, schichteten das Wellenholz um die Tanne herum auf und dann wurde der Holzstoß angezündet. „Gang



schwyz. Das ehemalige v. Schornohaus im oberen Seldli, jetzt D. Tschümperlin gehörend (1566).

eweg do“, sagte einer zum andern, wenn der „Funken“ mächtig aufloderte und der Kübel mit der Karrensalbe eine furchtbare Hitze verursachte. Dann tanzten wir im Reigen um das Feuer herum, etliche warfen Kartoffeln hinein und Äpfel, die in der Glut schmorten. Unsere Gesichter erglühten dabei rot und röter im Widerschein des lodernden und prasselnden Feuers. War schließlich der Holzstoß am Erlöschen, so sprangen einige der verwegensten im Bogen über das Feuer und andere suchten mit einem Rüttlein ihre Äpfel und Kartoffeln herauszuflischen. Das Fest dauerte bis nach neun Uhr. Es war ein Anzeichen des nahenden Frühlings. Der Winter war gewissermaßen damit verbrannt und die schöne Fastnachtzeit wieder vorüber.

† Isabelle Kaiser.

(Zu ihrem Tode am 17. Februar.)

Von Karl Erny. (Nachdruck verboten.)

Furchtbar, wie ein todbringender Hauch trifft den Menschen das Schicksal. Mit eiserner Hand löscht es die Freude, zeichnet die Züge des Grames in das Antlitz. Doch der Edle geht hoch und hehr den Pfad des Leidens und wie der rote Diamant im Dämmer glüht, wohnt auf dem Gesicht das Leidsschwere als ehrendes Zeichen. — Und einmal erstrahlt es in Wehmutter, wenn des Menschen Weh in reine Liebe sich verwandelt. —

So schrieb ich vor Jahren, unter dem lebendigen Eindruck meiner ersten Begegnung mit Isabelle Kaiser.

Wenn ein geliebter Mensch von uns scheidet, den wir um seiner Taten und Werke willen geliebt und geschätzt haben, dann denken wir im Geiste zurück und durchwandern in der Erinnerung das Leben des Dahingeschiedenen. So ergeht es uns mit der Dichterin Isabelle Kaiser, die am 17. Februar im Alter von 59 Jahren in ihrer Einsiedelei in Bedentried ihre Augen zum ewig-friedlichen Schlummer schloß. An Isabelle Kaiser verlieren wir eine eigenwillige Persönlichkeit, eine große Dichterin von herb-schöner Prägung, eine edle Frau von heroischer Größe. Wohl kaum eine Dichterin in den letzten Jahrzehnten hat so unsere Zuneigung erworben, wie die Einsame von Bedentried in ihrem Klausenheim.

In einer autobiographischen Skizze „Mein Leben“ erzählt die Dichterin: „Ich bin eine Einsame und werde immer einsam bleiben, weil ich den Beruf der Schriftstellerin als eine Würde empfinde, die manches Opfer bedingt und ungeteilte Hingabe erfordert und weil ich inmitten dem All-Leide der Menschheit keinen Platz für persönliches Glück weiß.“ —

Isabelle Kaiser hat ihre Kraft, ihr ganzes Sein ihrem